

7/8. 1914.

Öffentliche Agitationen im Reich der Krute mög- | Freundschaft betrieb. Sowie aber unsere Dipro-

beobachtete Rückzug der Grenz-

## Fenilleton.

## Wiener Kriegstagebuch.

Die Sonne weckt mich auf. Eine helle, lustige Augustsonne, die an einem lichten, fast weißen Himmel steht. Vom Bett aus sehe ich den grünen Buckel eines Berges mit den dunklen Flächen des Waldes, den lichten Wiesen, den Feldern von fatterm Gelb, mit weißen Häuserchen im Laub, mit einem fröhlichen gastlichen Hause auf der Höhe, in dessen vielen Fenstern die Sonne blüht. Die Landschaft ruft, die Sonne ruft, eitel Fröhlichkeit liegt auf all der Anmut, die Gott der Herr in Sonntagslaune um Wien gebreitet hat. Zu meinem Fenster grüßen die Zweige eines Nußbaumes herein, und ich weiß mit wohligen Behagen, daß unter diesem Baume eine Taube steht, in der man wunderbar den Frieden des Tages verträumen kann. Oder soll ich nicht doch lieber auf den grünen Berg hinauf? Im Geiste gehe ich schon den Weg. Zwischen den Weinbergen, dann über den Bahndamm, dann über ein Brücklein, dann ein Stück auf staubiger Straße und dann in den Wald hinein. Ich sehe die goldenen Krügel durch das Laubwerk auf den braunen Boden fallen, ich höre die Vögel, die ihre Morgenmesse singen zum Preise dessen, der ihnen Flügel gab, zu fliegen, und eine Kehle, ihm zu danken. Ich sehe die Buden am Ende des Weges, die Terrasse endlich, von der man in frohem Stolze, daß man ein Kind der Stadt da unten ist, auf die Landschaft zu seinen Füßen herabblüht. Aber da fällt mir ein, daß es heute da oben gar lärmend und jauchzend und jubelnd zugehen wird.

Ist es nicht schöner, allein zu sein, der Nase, dem Glück und der Laune nach durch den Wald zu streifen, irgendeinem Bächlein entlang, das einen mit geschwätzigem Loden verführt zu blühblauen Träumen? Und dann im Grase liegen, den Kopf auf den Armen und hinausstarren in die Helle, ins Blaue — die Gedanken schweifen ins Grenzenlose, in die seltsame Wundlosigkeit, die der rassechte Wiener mit dem rassechten Jüder teilt... Und mit einemmal fällt mir plötzlich ein: das ist ja alles nicht wahr, das ist ja alles nicht möglich! Die Sonne lügt mit ihrer Heiterkeit, die Landschaft lügt mit ihrem lachenden Loden. Es gibt draußen weder Friede, noch Lachen, noch Heiterkeit; schwarze Schleier liegen über der Welt, verdüstern die Sonne und löschen das Licht aus. Dieser Sommersonntag ist kein Wiener Sonntag wie andere, er ist ein Tag des Schicksals, und jede Minute bringt eine andere furchtbare Entscheidung. Ich reibe mir die Augen, ich will den schweren Traum abschütteln. Wie kann ein Traum einem die Anmut der Wirklichkeit, den fröhlichen Tanz kommender Feiertage so vergällen! Aber nein, der Traum ist Wahrheit, und die Wirklichkeit draußen ist Traum. Einen Blick auf die Zeitungen, und der schöne Zauberpfad vor meinen Fenstern versinkt in dunkler Tiefe, wie eine Theaterdekoration, die ihre Rolle ausgespielt hat...

\*\*\*

Sonntag in den Straßen Wiens. Alles scheint wie sonst und ist doch ganz anders. Wenn sonst ein Auto über den Asphalt fauste, dann gab das einem einen fröhlichen Ruck. Schnellfahren war ja immer eine Wiener Spezialität, und das flotte Sturmtempo des Ficklers ward vom Auto

übernommen, nur um noch gesteigert zu werden. Und wenn so ein Auto im Hui vorüber flüht — der Supenschrei hat das Schmalzen der Peitsche ersetzt —, dann sah ihm der Passant mit einem Gefühl gemischt aus Neid und Freude nach. Denn in Wien möchte gern ein jeder schnell vom Fleck kommen und dabei bequem auf Rissen sitzen. Diese Symbolik des Wiener Schnellfahrens steckt uns einmal in Fleisch und Blut. Aber heute erschreckt uns jedes Auto. Wie es dahintrast, schnell, schnell, nur damit es rasch sein Ziel erreicht, scheint es der Träger irgendeiner wichtigen Nachricht zu sein. Der Fahrgast lehnt sich nicht in die Rissen zurück, sondern sitzt ganz kerzengerade. Seiner Unruhe fährt das Auto immer viel zu langsam. In allen Menschen, die wir sehen und begegnen, scheint die Unruhe zu stecken. Jedes Gesicht ist ein Spiegel, in dem wir unsere eigene Unruhe erblicken. Gibt es heute in Wien einen Menschen, der nicht unruhig ist, gibt es heute in Wien ein einziges Herz, das in Gleichmaß und Gleichmut schlägt wie sonst? Gibt es heute in der Millionenstadt ein einziges Augenpaar, das den blauen Himmel sieht und die Schönheit ringsum? Und doch... eben kommt solch ein Wunderwesen mir entgegen. Es liegt in einem weißen Wägelchen und blinzelt mit den großen blauen Augen und ballt seine Fäuste vor lauter Lebensfreude und strampelt mit den Beinen. Aller Frieden dieser Stadt hat sich in solche weiße Wägelchen geflüchtet und sich hinter kleinen Mullgardinen versteckt. Nur in Kinderaugen spiegelt sich heute die Sonne...

\*\*\*

An einer Straßenecke, mitten im hellen Glanz des Tages, steht eine Frau tief in Schwarz, die

von ihrem Sohn Abschied nimmt. Es ist ein Student. Er trägt noch die leichte Sommerkleidung, aber der kleine Koffer in der Hand enthält sein Schicksal. Mutter und Sohn sprechen kein Wort, sie sehen sich nur in die Augen und drücken sich die Hand. Und dann küssen sie sich noch einmal. Lange, endlos. Er schlägt die Arme um ihre Schultern, und ich sehe, wie seine beiden sonnengebräunten Hände sich im dunkeln Schmal festkrallen. Dann reißt er sich los. Er geht die Straße hinunter und er wendet sich nicht mehr um. Ich fühle es, wie er sich umdrehen möchte, wie es ihn reizt, stehen zu bleiben und zurückzulaufen. Aber er geht weiter. Und sie bleibt stehen, eingehüllt in ihre dunklen Schleier, stumm und tränenlos, und sieht ihm nach. Sieht ihm nach, bis er im Gewühl der Straße verschwindet. Sieht ihm nach als er längst, längst nicht mehr zu erblicken ist. Und diese Frau mit ihrer ernsten, tapferen Trauer kommt mir vor wie die Verkörperung des Schmerzes, der jetzt in Wien von Tür zu Tür geht und überall anklopft mit hartem Finger. Und alle, die jetzt hinaustreten aus ihrem Haus, aus ihrem Beruf, aus ihrem Glück und ihrem Frieden, sie alle tragen den Segen eines Kusses auf der Stirn. Denn wem gibt heute nicht die Liebe das Geleite, wer ist so arm und elend, daß er dieses heiligen Kusses entbehren müßte? Dem aber, der nicht Mutter noch Kind, nicht Weib noch Braut hat, dem wächst in dieser Stunde eine Mutter aus dem Boden, deren liebende Hand er auf der Schulter fühlt und deren Trost- und Segensworte er heute, vielleicht zum erstenmal, versteht. Diese Mutter ist die Heimat. Im Schmerz der Abschiedsstunde findet auch der Wurzellose, der Verlassene, der Einsame den Weg zu einer